

Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. * Nr. 22

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Anny v. Panhuys.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Am Vormittag nach dem Begräbnis des Professors hatte Justizrat Stern die Testamentseröffnung vorgenommen. Er kam zu diesem Zweck in die Allee-straße. — Der Verstorbene hinterließ sein gesamtes, auf der Berliner Spreebank deponiertes Vermögen seiner Magda, geborene Baroness Stormberg, mit der Verdingung, bei einer späteren Verheiratung Elses dieser eine schenke Aussteuer und Mitgift davon zu gewähren, auch das nach Frau Magdas eventuellem Tode noch vorhandene Bögen an Else fallen. Fünfstausend Mark erhielt Maurer eine treuen Dienste“, wie es hieß.

„Ich werde mich natürlich sofort mit der Spreebank in Verbindung setzen, um festzustellen, wieviel Geld der Herr Professor liegen hat“, meinte der Justizrat, da er sich von der

Doch durfte sie sich nicht lange in diese Sicherheit wlegen. Schon am nächsten Morgen erschien der Justizrat abermals im Hause der verwitweten Frau Professor Berner.

„Meine hochverehrte, gnädige Frau,“ begann er, „ich weiß, daß es für Hinterbliebene von Wichtigkeit ist, recht bald zu wissen, in welchen Vermögensverhältnissen sie sich befinden, deshalb habe ich sofort telegraphisch Erkundigungen eingezogen und bin nun in der Lage, Ihnen darüber Mitteilung zu machen.“

Frau Magda hatte dem Besucher Platz angeboten und saß ihm gegenüber. Wunderlich sah das heute ein wenig blaße Gesicht mit dem geschmackvoll frisierten Haar aus, — trotz ihres Schmerzes nahm die Witwe die Dienste der Friseurin wie immer in Anspruch, — und der Justizrat mußte denken, daß diese Frau da vor ihm wohl noch manches Mannes Herz bezaubern konnte, und daß es nicht ausgeschlossen war, daß sie noch einmal vor den Altar trat.

„Aber, Herr Justizrat, so sehr eilen die Erkundigungen wirklich nicht,“ gab Frau Magda zurück, „ungefähr weiß ich ja, wieviel mein seliger Mann hinterlassen. Immerhin ist es sehr liebens-

würdig von Ihnen, sich meiner wegen zu bemühen.“

Der Justizrat verbeugte sich und sagte: „Ich bin immer für eine baldmöglichste Klarstellung, möchte Ihnen also mitteilen, gnädige Frau, daß sich das auf der Berliner Spreebank befindliche Vermögen Ihres verstorbenen Herrn Gemahls auf hunderttausend Mark beziffert.“

Frau Magda lächelte. Ein ganz klein wenig, wie der Schatten eines Lächelns war es nur, was um ihre

Lippen huschte, als sie erwiderte: „O, Herr Justizrat, was machen Sie für Schnitzer! Ein Mann des Rechtes dürfte sich eigentlich gar nicht versprechen.“

Stern sah die Frau in dem tiefschwarzen Trauerkleide verwundert an: „Es freut mich, gnädige Frau, daß meine Worte so viel Kraft befaßen, Sie zum Lächeln zu bringen, — aber offen-



Blick auf Bathi, die Hauptstadt von Zamos, welche von einem deutschen Flugzeug mit Bomben belegt wurde.

„wäre freilich einen großen im Haushalt verursachen, denn die Witwenpension, auf ein Anrecht hatte, war dagegen nur unbedeutend. Aber antwortete trotzdem ihr Leben sorgenfrei und standesgemäß führen und brauchte sich nicht einzuschränken. Die Sicherheit war ungemein wohlthuend.“

gestanden, verstehe ich nicht, was Sie meinen, wenn Sie sagen, ich mache Schnitzer und ein Mann des Rechtes dürfte sich eigentlich nicht versprechen."

"Aber, Herr Justizrat, das ist doch klar. Sie erzählen mir nämlich soeben, das hinterlassene Vermögen meines Mannes betrage hunderttausend Mark."

"Allerdings sagte ich das."

"Ja, aber das ist doch nicht möglich," Frau Magda's Züge verfinsterten sich, "das ist doch ein Irrtum."

"Ich muß Ihnen ganz ehrlich bekennen, gnädige Frau, ich hatte ebenfalls erwartet, eine höhere Summe genannt zu erhalten", — er wollte weiterprechen, doch die ihm Gegenüberstehende fiel ihm ins Wort: "Nun, sehen Sie. Wenn man Ihnen diese Summe angab, so hat sich der Bankbeamte, der die Antwortdepeche aufsetzte, eben geirrt."

"Direktor Pohl selbst depešierte mir."

"Dann ist das Telegramm auf der Post verstümmelt worden, so was kommt ja zuweilen vor."

Der Justizrat machte eine Bewegung, als wollte er sagen: ich glaube kaum, meinte aber dann, er würde für alle Fälle noch einmal depešieren.

Gegen sieben Uhr abends, gerade zu der Zeit, da Walter Bernilow Frau Retter aufgesucht hatte, sprach Justizrat Stern abermals in der Villa der Alleeſtraße vor. Frau Magda empfing ihn in Elſes Gegenwart, und ehe er sich noch setzen konnte, fragte sie hastig: "Nicht wahr, der Irrtum hat sich herausgestellt?"

"Ich bedaure, meine gnädige Frau, leider scheint es sich um keinen Irrtum zu handeln. Meine zweite Anfrage wurde genau beantwortet wie die erste."

"Aber das kann doch nicht sein", ein entsetzlicher Blick der schönen Frau begleitete ihre Worte. "Das ist doch geradezu unmöglich, zu glauben." Sie machte ein paar nervöse Schritte durch das Zimmer. "Vor einigen Wochen noch lagen auf der Spreebank zweihundertfünzigtausend Mark, ich las die Summe auf der letzten Zinsberechnung, die meinem Manne zugesandt wurde."

"Wissen Sie das genau, gnädige Frau?"

"Ganz genau," sprach Frau Magda, "und deshalb kann die Sache nicht in Ordnung sein. Es muß ein Irrtum der Bank vorliegen, und um den aufzuklären, werde ich mit dem Nachzuge nach Berlin reisen, ich will Gewißheit haben," ihre Stimme begann leise zu zittern, "denn die Zinsen von hunderttausend Mark reichen nicht allzu weit, wir würden uns sehr einschränken müssen." Sie lachte kurz auf. "Es kann und kann nicht sein."

Sie nahm ihre Wanderung durch das Zimmer wieder auf. "Meine Gnädige, wenn Sie sich einige Tage gedulden wollten," nahm der Justizrat das Wort, "könnten Sie sich die Reise ersparen. Erstens würde ich mich sofort noch einmal brieflich an die Spreebank wenden und dann, wenn uns die erhaltene Auskunft nicht genügt, selbst nach Berlin fahren. Morgen und übermorgen allerdings bin ich durch wichtige Termine hier gebunden."

"Lassen Sie nur, Herr Justizrat," rief Frau Magda hastig hervor, "ich kann die Ungewißheit nicht so lange ertragen. Ich muß wissen, ob wirklich nicht mehr Geld auf der Bank vorhanden ist."

Elſe hatte sich bisher still verhalten, jetzt mischte sie sich ein. "Überlaß doch dem Herrn Justizrat, die Angelegenheit zu regeln." "Gerne, aber du hörst doch, der Justizrat kann morgen was übermorgen nicht abkommen. Halt," unterbrach sich die Sprechende selbst, "ich hab's. Ich bitte den Direktor Pohl, mich zu besuchen, er sicherte mir ja seinen Beistand in jeder Verlegenheit zu."

"Aber, Mama, du kannst doch nicht verlangen, daß der Direktor extra deshalb nach Schneiditz kommt", sagte Elſe vorwurfsvoll.

"Freilich werde ich das," gab die schöne Frau schnell zurück, "übrigens hat er wahrscheinlich am Sonnabend geschäftlich sowieso hier zu tun, fällt mir ein, das paßt ja ausgezeichnet."

"Am Sonnabend sollte Papas Jubiläum sein", sagte das junge Mädchen leise, es klang wie unterdrücktes Weinen durch.

"Dazu wollte Direktor Pohl gleichfalls erscheinen," sprach Frau Magda, "auf jeden Fall schreibe ich ihm sofort."

"Nun Sie das, gnädige Frau, ich denke, die Sache wird sich auflären." Der Justizrat ging und Frau Magda suchte ihr Zimmer auf und machte sich daran, dem Direktor Pohl zu schreiben. Großes, mattgelbes Papier mit breitem Trauerrand legte sie sich dazu zurecht. Das hatte ihr Walter Bernilow besorgt, der sich überhaupt bemühte, überaus zuvorkommend ihr gegenüber zu sein, in der stillen Hoffnung, dadurch die zukünftige Schwiegermama zu seinen Gunsten zu beeinflussen.

Frau Magda hatte bestimmt, daß die Verlobung der beiden jungen Leute am nächsten Sonntag in aller Stille begangen werden sollte, nach Ablauf des Trauerjahres konnte dann die Hochzeit stattfinden. Walter war damit einverstanden gewesen. Bis Sonntag abend wollte er auch noch in Schneiditz bleiben,

solange reichte sein Urlaub, fortan würde er damit Braut besuchen. So war es heute verabredet worden.

Elſes Herzen hatte der Verlust des Vaters eine zehende Wunde geschlagen, jede Minute des Tages zu denken, was sie an ihm verloren. Sie schuldete Dank dafür, daß er sie noch mit Walter zusammenbrachte, wenn es nicht sein bestimmt ausgesprochener Wunsch wäre, würde ihre Mutter sich nicht so schnell gefaßt haben, wie schwer es dieser noch jetzt wurde, abänderliche zu schiden, aber sie wußte auch, daß es eine Lebenswichtigkeit war, danach zu gehen, was sie sagen, und hauptsächlich aus diesem Grunde war schon für den Sonntag anberaumt. Es wußten doch außer dem Doktor, daß da ein Herr aus Berlin in Hof wohnte, der täglich die Villa in der Alleeſtraße und es hatte sich auch herausgestellt, daß dieser Herr kein ständiger Gesellschafter der Berners gewesen. Wendel und Frau von Stollus hatten ihr Interesse natürlich unter dem Siegel der Verschwiegenheit, Frau Magda konnte nicht zurück, die Verlobung mußte sein.

Dabei plagte sie noch immer der Gedanke, daß als man ihren Mann ohnmächtig ins Haus getragen gesehen sein mußte, das Walter Bernilow schon verbannt. Schon mehrmals hatte sie jetzt das Gebrachte, was eigentlich die direkte Veranlassung zu gab, und jedesmal wollte es ihr scheinen, als weiche ihren Fragen aus. Er erzählte nur immer wieder, fessor zweimal aufgeschrieben habe und, nach dem umgefunken sei. Und das Mißtrauen in ihr ward und flüsterte und raunte und wollte nicht verstummen.

Jemand etwas, worüber sich Walter auszuweisen ihm und Papa gewesen, hatte sie erst vor ein paar Tagen geäußert, "das steht fest. Papa war in vorzüglichster als er mit Walter fortging, auch hatte er so gut getrunken. Papa hat die ganze Nacht danach vom phantasiert, und auf Doktor Murtags Frage, ob er alten Sage gesprochen, antwortete Walter mit einem und der Doktor meint nun, das hätte Papa erregt, ist doch Unfug, über so törichte, lächerliche Spulgehen sich Papa nicht alteriert haben. Für mich steht es fest, indreißt die Schuld an Papas Tode trägt."

Elſe versuchte den Geliebten zu verteidigen, doch nicht so recht gelingen, hatte sie doch selbst das Gefühl, in jener Nacht etwas gewesen sein, worüber Walter sich obachtete, aber was, darüber zerbrach sie sich vergeblich.

Am Morgen, nachdem er Frau Retter aufgesucht, Walter Bernilow Elſe den Vorschlag, mit ihm ins Haus zu gehen, er möchte gern das Porträt des Vaters besichtigen. Eigentlich galt ja sein besonderes Interesse dem Barons Thomas.

Gern erklärte sich Elſe bereit, ihn zu begleiten, eine Seite stand sie vor dem lebenswahren Bilde des Vaters noch vor wenigen Tagen mit ihr in Direktorenzimmer und das Aufhängen seines Porträts selbst überwachte. blauen Augen füllten sich mit Tränen, da sie zu dem sah, und ein lautes Schluchzen mühsam unterdrückte sich auf der kleinen, rotbesleideten Ruhebank nieder. Vater noch vor kaum einer Woche gesehen.

"Vorzüglich ist dein Vater getroffen," sagte Walter nahm neben Elſe Platz, "wer hat das Bild gemäß fragend hinzu."

"Der Maler Belschmann," entgegnete sie, "der Sohn des Hofrats von Weiden. Abgesehen wird wohl wahrscheinlich Papas Nachfolger als Galeriedirektor sein."

"Sagtest du nicht eben, er sei der Schwiegersohn des Hofrats?" fragte der Ingenieur aufmerksam.

"Ja."

Komisch ist das doch, mußte Walter denken, wenn Gelegenheit schlug der Name des Hofrats an sein Ohr. Er gab es doch eine ganze Menge Einwohner, aber für ihn nur immer wieder der eine Name aus der Menge. Hofrat war's, der dem Professor zunächst mittelmäßig Thomas solle wieder heißen. Als er Sonnabend nach fessor ein Stück zurückbegleitete, wollte dieser in einem vorbeileidenden Manne den Hofrat erkennen. Der Schloßgärtchen, von dem der Verstorbene in seiner Tafel gesprochen, gehörte dem Hofrat. Der Nachfolger des Toten war ein Schwiegersohn des Hofrats. Immer wieder der Hofrat!

Elſe unterbrach ihn in seinem Sinnen. "Ich will mit Mama sprechen, daß wir Papas Bild aus der rüderbitten", und sie setzte Walter auseinander, daß

„Bei uns daheim soll das Porträt hängen,“ und blickte zärtlich auf das Bild des Vaters, „daß wir vor Augen haben.“

„Er hatte seine Augen aufmerksam über die anderen drei hinwegweisen lassen, an dem ersten in der Reihe blieben sie hängen. „Das ist der Baron Thomas, nicht wahr?“

„Es steht auch darunter.“

„Es näherte sich dem Bilde. „Wolfgang, Franz Maria von Thomas I., Galeriedirektor zu Schneiditz 1756—“ und auf dem schmalen Plättchen unterhalb desselben. „Wo ist der spukende Baron, dachte Walter und betrachtete das Bild aufs eingehendste. Ja, so hatte er ausgesehen, als am Galerieingang. Genau so. Wenigstens im Allgemeinen. Die Einzelheiten konnte man in der Dunkelheit nicht so unterscheiden. Ein kleines mageres Männchen das Bild: ein kleines, mageres Männchen sah er selbst in der Galerie, und ein kleines, mageres Männchen sollte der Herrwächser im Schloßgäßchen sein.

„Den Fall mußte er versuchen, diesen Herrn de Ruyter zu bekommen. — Er würde morgen vormittag ein wenig das Schloßgäßchen spazieren und das Häuschen, worin er wohnte, besonders im Auge behalten, vielleicht ging er hierher, um am Fenster blicken, dieser Herr de Ruyter, in näherer Bekanntschaft ihn wirklich gelüstete. —

„Am nächsten Vormittag führte er denn auch seinen Voratz aus. Er war so um die zehnte Stunde sein, da bog er in das Gäßchen ein, und er wunderte sich, daß an sämtlichen Häusern des Hauses, dessen Bewohner ihn so interessierten, die Fenster geschlossen waren. „Groß-Reinmachen“, ging es ihm durch den Kopf, eben trat auch Frau Netter aus der Tür, ein großes weißes Taschentuch unter dem Arm, das sich bei näherem Zusehen in ein gewickeltes weißes Spitzenvorhängen entpuppte.

„Frau Netter erkannte den gutgekleideten Herrn, dem sie vorhin die angenehme Zusage für ihren Haushalt verdankte, und begrüßte ihn freundlich und ungeniert zu und aus, als ob sie eine Anrede erwartete.

„Herr Netter griff leicht an seinen Hut und neben der Hand, die ihrer Wohnung zuschritt, meinte er in oberflächlicher Weise: „Sie waschen wohl auch für den de Ruyterschen Hut?“

„Frau Netter?“

„Erfolgte die Antwort, „ich habe für Herrn de Ruyter auch die Wäsche besorgt, aber diese hier,“ sie zeigte auf den Hut, „den ich Ihnen ein wenig gegen das dicke Spitzenbündel, das Ihnen gehören muß, die hat mir das Fräulein heute gegeben, weil sie doch nun abreißen —“ die Frau wollte weiterreden, doch ihr Begleiter fiel ihr hastig ins Wort.

„Sagen Sie, die de Ruyters wollen abreißen?“

„Vermutlich, dabei ist doch nichts Besonderes“, man war jetzt gerade in der Nummer 4 angekommen und mit verbindlichem Lächeln sagte die Frau hinzu: „Die de Ruyters scheinen Ihnen doch sehr zu sein.“ Sie blinzelte schlau mit den Augen, „das Fräulein macht eine Bewegung, die ausdrücken sollte, daß sie auch gleichgültig, und fragte nur schnell, ob er noch eine Minute mit ihr ins Haus treten dürfe, er hätte noch einiges zu sagen, und an seiner Erkenntlichkeit würde es nicht fehlen.

„Nicht dem alten Herrn oder dem Fräulein auch dadurch, daß sie die Gegenfrage zurück, „denn sie sind beide ja so nett gewesen.“ Wieder klopfte Frau Netters Hand auf die Gardinen, und fast zärtlich sagte sie: „Die sind ja ein bißchen entzwei, kein einziges Loch ist darin. Und in den nächsten Monat habe ich meinen Lohn gekriegt, und das Fräulein sagte, sie würden nun wieder ein neues Band zurechtstellen.“

„Soll es den Deuten denn für einen Schaden bringen, wenn ich mir ein paar einfache Fragen beantworten“, lachte er und besand sich gleich darauf wieder in dem Zimmer mit den alten Bildern und der herausfordernd grünen Palme. „Die de Ruyters reisen ab?“ begann der Ingenieur.

„Walter erschraf. Das bedeutete für ihn einen Strich durch die Rechnung. Bis zum Abend also blieb ihm nur noch die Hoffnung, ob ihm seine leise Vermutung, der alte Herr de Ruyter und der Spuk vom Galerieingang seien ein und dasselbe, nicht täuschte.

„Er erfuhr erst gestern von dieser bevorstehenden Abreise“, sagte er weiter.

„Daß Herr de Ruyter und seine Tochter bald abreißen, wußte ich schon seit ein paar Tagen, aber daß es so schnell gehen würde, ahnte ich nicht. Na, ich habe keinen Grund dabei, eine Stelle finde ich gleich wieder. Nobel war's,

mir einen ganzen Monatslohn zu geben und noch die feinen Gardinen dazu“, die Frau machte ein sehr zufriedenes Gesicht. — „Aber, wenn Sie noch was zu fragen haben, dann machen Sie schnell. Ich hab' sowieso schon den halben Morgen vertrödelte mit dem Suchen nach dem kleinen Goldknopf.“

„Wonach?“ fragte Walter und dabei fiel ihm der kleine, blanke Knopf ein, den er am Galerieingang gefunden und mit dem heimlichen Gedanken eingesteckt, er könne ihn vielleicht behilflich sein, auf die Spur des Menschen zu kommen, der den Professor in der Maste des alten Thomas erschreckt und geängstigt hatte.

„Einen goldenen Knopf, den Herr de Ruyter verloren hat, sollte ich suchen“, erklärte die Frau auf die gestellte Frage, „er meinte, er müsse in seinem Zimmer liegen, ich habe ihn aber nirgends gefunden; ein kleiner Brillant ist in dem Knopf.“

Der Ingenieur fühlte in seine Tasche, er wußte, in seinem Portemonnaie befand sich ein kleiner, goldener Knopf mit einem weißen Steinchen, von dem er eben erfuhr, daß es ein Brillant war, denn es konnte doch wohl kaum noch ein Zweifel herrschen, daß dieser Knopf, den er am Galerieingang gefunden, derselbe war, den der Holländer vermisste.

„Herr de Ruyter hat zwei Duzend von den Knöpfen“, plauderte die Frau weiter, „und er sagt, sie seien sehr wertvoll und ein Andenken, und es ist schade, daß nun einer davon fehlt.“

Walter Bernikow rang sich zu einem Entschluß durch. Auf jeden Fall wollte er den Alten selbst sprechen, ihm gegenüberstehen, das andere mußte dann der Augenblick ergeben. Wenn er sich noch lange besann, würde es schließlich zu spät werden, und eigentlich hatte er auch nun ja eine ganz gute Gelegenheit, in das Haus zu gelangen, dessen Bewohner seit kurzem so lebhaft seine Gedanken beschäftigten. — Er holte sein Portemonnaie hervor und es öffnend, entnahm er ihm den Knopf und wies ihn der Frau, ohne jedoch ein Wort dabei zu sprechen.

„Frau Netter starrte erschrocken darauf und rief atemlos: „Das ist ja der Knopf, nach dem ich ein paar Stunden suchte, ich weiß das genau, denn Herr de Ruyter zeigte mir die andern Knöpfe.“

„Wissen Sie ganz bestimmt, das dies der verlorene Knopf ist?“

„Ganz bestimmt“, beteuerte Frau Netter, „oder“, setzte sie langsam und nachdenklich hinzu, „es muß solche Knöpfe häufiger geben.“

„Das glaube ich kaum“, antwortete Walter, und legte das kleine, goldene Ding wieder sorgsam in das Portemonnaie zurück, indem er der Frau fast gleichzeitig ein größeres Gelbstück gab, nach dem sie dankend langte, „viel solcher Knöpfe gibt es wohl nicht, dazu sind sie zu apart. Diesen hier habe ich gefunden.“

„Dann gehört er sicher Herrn de Ruyter.“

„Wahrscheinlich.“

„Wo fanden Sie den Knopf?“

„Das möchte ich nur Herrn de Ruyter selbst erklären.“

Die Frau schüttelte den Kopf. „Die ganze Geschichte mit Ihnen kommt mir kurios vor.“ Sie sah vergnügt auf das Geld in ihrer Hand und sagte leise, wie zu sich selbst: „Aber was kümmert's mich“, und lauter: „Gehen Sie doch hin und geben Sie den Knopf ab“, und von einer Idee erfasst, fügte sie hinzu: „Sie wollten ja neulich schon so gerne in das Haus, da gehen Sie jetzt, ich brauche noch nicht gleich zurück, und wenn Sie schellen, macht Ihnen sicher Herr de Ruyter selbst auf, alles andere ist dann Ihre Sache“, und pfiffig schloß sie: „Aber sagen Sie nicht, daß ich Ihnen von dem Knopf gesprochen, ich möchte nicht gern mit hineingezogen werden in die Angelegenheit, die Sie mit den de Ruyters auszumachen haben, weil ich ja nicht weiß, um was es sich handelt.“

„Schön, schön“, der junge Ingenieur sagte wieder flüchtig an seinen Hut und eilte davon.

„Hoffentlich habe ich keine Dummheit angerichtet“, murmelte Frau Netter in sich hinein und liebäugelte mit den Gardinen.

Walter überlegte, wie er sich bei dem Holländer einführen sollte, noch war er sich darüber völlig im unklaren, und er wußte es auch noch nicht, während seine Hand schon den Schellenzug berührte.

Schritte näherten sich von innen und dann öffnete sich die Tür, jedoch nur um eine Spalte Breite, ein altes Männergesicht, hartlos, mit stark herausgearbeiteten Zügen, sah hindurch.

„Sie wünschen, mein Herr?“

Eine ungemein wohlklingende Stimme hat dieser Alte, dachte Walter und betrachtete forschend das ihm zugewandte Gesicht. „Schauspieler“, taxierte er sofort richtig und wunderte sich zugleich, warum er eigentlich Frau Netter bisher nicht danach gefragt, was der Holländer gewesen oder vielleicht noch war. Aber ein Schauspieler paßte vorzüglich zu dem Bild, das er sich von dem Spuk gemacht, seit er ihn mit dem Alten in Zusammenhang brachte.

Der Ingenieur verneigte sich leicht: „Ich möchte gern Herrn de Ruyter sprechen.“

Die Antwort ließ einen Augenblick auf sich warten und zögernd kam es dann durch den Türspalt: „Herr de Ruyter ist

ausgegangen, wenn Sie vielleicht eine Bestellung hinterlassen wollen, oder morgen wiederkommen?"

Dieses Ausweichen des andern gab dem jungen Manne Mut, rascher auf sein Ziel loszu- steuern als er zunächst be- absichtigte. „Weshalb ver- leugnen Sie sich vor mir, da Sie doch selbst Herr de Ruyter sind?“ Er bemerkte, wie der Alte erschrak und schneller fuhr er fort: „Und morgen wiederkommen, dürfte keinen Zweck mehr haben, da Sie noch heute abend die Residenz zu ver- lassen gedenken.“

„Woher wissen Sie das?“ Die kleinen Augen unter den starken Augenbrauen blickten ärgerlich auf.

Walter Bernikow wagte sich in seiner Antwort wie- der ein Stückchen weiter. „Ich weiß noch viel mehr, Herr de Ruyter, da ich jedoch keine Lust verspüre, mich mit Ihnen noch weiter durch die Türspalte zu un- terhalten, möchte ich Sie bitten, mich eintreten zu lassen, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu reden.“

Über das alte Mimenge- sichts flog ein Schatten, aber die Türe öffnete sich voll- ständig und mit einem „Bitte“, ließ Pieter de Ruyter den ihm fremden Herrn über die Schwelle.

„Verzeihen Sie, wenn es etwas unordentlich hier aussieht,“ sagte der Alte, nachdem man das Vorderzimmer betreten, wie entschuldigend, „aber Sie werden es begreifen, da Sie ja, wie ich von Ihnen vernahm, über unsere Abreise orientiert sind.“

Ruyter seht und der jüngere fühlte, hinter den schen gesprochenen Worten zitterte eine geheime Angst.

„Ich heiße Walter Bernikow, aber mein Name dürfte

wenig sagen,“ un- tig tastend sprach er, „vielleicht ist es für tigen, zu erfahren mich in Kürze mit ter des plötzlich ver- Galeriedirektors Berner verlobten.“

„Was habe ich tun?“ kam es über pendes Alten und ne ward undurch- „Mit meiner haben Sie nicht aber wohl desto dem plötzlichen Professors.“

„Ich verstehe mein Herr“, der ler, der so viele schwierige Rollen den weltbedeuten- tern durchgeführt plöglich zum elende- per, er zitterte Augen irrten im umher, als müsse irgendeiner Ede- kommen, daran er konnte, denn ihm gräßlich zumute. ihn schien sich zu

Nun war es da, das Entsetzliche, das Furchterliche, er fliehen wollte und er wußte, der große, junge Hü vor ihm stand und ihn unablässig anblickte, wußte er wußte, wer die unglückselige Rolle des alten Thoma-

Der Mann da vor ihm mußte in jener Nacht der des Professors gewesen sein! Angstschweiß brach ihm



Drei Flüchtlinge in der Champagne. Phot. Buda. (Mit Text.)



Sie durch die feindliche Artillerie zerstörte Kirche von Bapaume.

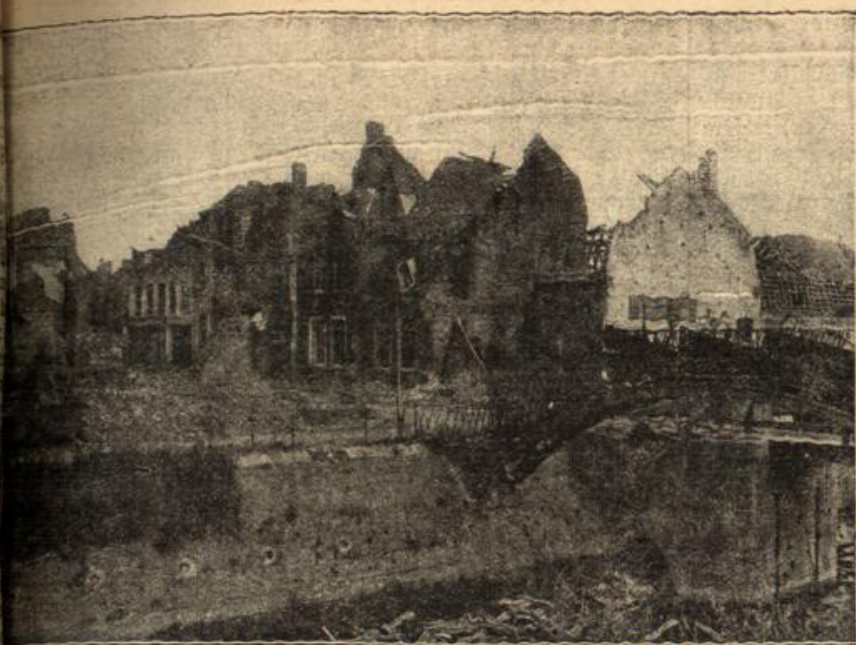
Die letzten Fenster gaben dem großen niedrigen Raume, im Verein mit dem abgeräumten Schreibtisch und den halbgeöff- neten Schubladen, etwas Odes, Trauriges.

„Mit wem habe ich überhaupt die Ehre?“ fragte Pieter de

noch nahm er sich zusammen so gut es ging, und da er wort erhielt, wiederholte er: „Ich verstehe Sie nicht,“

Walter Bernikow brachte langsam den goldenen St- Vorschein und ihn dem Alten dicht vor die Augen halt-

Sche
dür
"un
brach
es für
ahren
e mit
ich ver
tore
oben
be ich
s über
n und
durch
ner
nicht
esto
hen
che
der
iele
ollen
enten
gefüh
elend
erte
en im
müsse
Gde
caner
ihm
rute.
ch zu
rlche
e Hün
zte all
homa
der
ihm



Wie die Engländer die nordfranzösischen Städte zerstören: Aerialansicht von La Bassée.

ruhig, Wort für Wort unterstreichend: „Diesen Knopf verlor Erscheinung des alten Thomas, dessen Anblick dem herz- und entzerrten Professor den Tod brachte, am Eingang zur Gasse, und schnell wie von einer Peitsche vorwärts getrieben, kam hinterher: „Sie verloren diesen Knopf, Sie sind der Darsteller abhässlichen Spats, Sie sind der Mörder des Professors!“



Einsetzung eines Minenwerfers in einer deutschen Zappe an der Westfront.

Lichter versteht wenig deutsch, aber das Wort „oder“ könnte sie doch verstehen. Es ist ein seltsames Wort.“ Der kleine Mann schüttelte sich, wäre ihm ein ekles Insekt angetrocknet, das ihm abfallen sollte. „Warum taten Sie das?“ fragte es jetzt ernst das Alte Ohr. „Er fuhr sich mit dem Taschentuch über das Gesicht, wieder und wieder, ihm war heiß geworden, als sei er stundenlang durch glühenden Sonnenbrand gewandert.“

„Warum ich es tat?“ wiederholte Pieter de Ruiter und seine Augen hatten einen abweisenden Ausdruck, „wie soll ich das erklären, trotzdem es einfach, entsetzlich einfach ist.“

Er versuchte gar nicht mehr zu leugnen. Seit er den Knopf in den Händen dieses Fremden, dessen Namen er schon wieder vergessen, erblickt



In die Wand eines deutschen Schützengrabens eingebauter Gewehrgranate beim Feuern.

hatte, wusste er, es hatte keinen Zweck, zu leugnen. Er hatte gemeint, den Knopf beim Abtrennen im Zimmer verloren zu haben, auf die Idee, daß er in jener Nacht abhanden kam, wäre er gar nicht verfallen.

In Pieter de Ruiter's Kopf flogen die Gedanken durcheinander, stießen sich gegenseitig und fielen, hoben sich wieder und quälten sich weiter und das Gesicht des Alten sah plötzlich greisenhaft verfallen und mitteleiderwendend aus. Wie überwältigt vom Gedankenchaos wankte er zu dem Armstuhl hin und mit der Hand auf einen danebenstehenden Sessel deutend, sagte er kurz: „Nehmen Sie Platz, mein Herr, ich will Ihnen erklären, wie einfach das im Anfang aussah, um deswegen Sie mich jetzt mit dem abscheulichsten Namen benennen, den es auf Erden gibt.“



Von den Kämpfen an der Westfront:

Einschlag eines feindlichen 30-cm-Blindgäners. Das Granatloch hat eine Tiefe von 8 Metern.

Wider willen ward Walter von Mitleid erfasst, es war etwas in der Haltung und in der Sprache des alten Schauspielers, das ihn rührte. Er riß sich zusammen. Fast ärgerte er sich über sich selbst, weil er es sich erst wieder ins Gedächtnis rufen mußte, daß dieser unscheinbare Mensch, der mehr in dem breiten, tiefen Stuhle lag als saß, die Schuld an dem Tode des Professors trug.

Und nun begann der Alte zu erzählen. Er griff weit zurück, berichtete von dem körperlichen Gebrechen seiner geliebten Tochter, weshalb er nach Deutschland gekommen, daß er sich vorläufig in Schneiditz ansiedelte, weil es sich hier ruhig und friedlich leben ließ und die kleine Residenz so manches Interessante bot, das für sein Theaterstück prächtig verwendbar war. Er sprach von seiner Bekanntschaft mit dem Hofrat, in dessen Haus im Schloßgäßchen er Wohnung genommen und endlich teilte er dem eifrig Zuhörenden mit, daß es der Hofrat war, der ihn eines Tages lachend zu einem kleinen Scherz aufgefordert, der weiter keinen Zweck haben sollte, als einen guten Bekannten ein bißchen zu erschrecken.

„Sie sprechen vom Hofrat von Weiden?“ unterbrach jetzt Walter den Alten erregt.

„Ja wohl, mein Herr,“ der Schauspieler richtete sich etwas aus seiner zusammengekauerten Stellung auf, „ohne den Hofrat würde es mir niemals eingefallen sein, mich zu später Stunde in ein Theaterkostüm zu stecken, wie man es in Wirklichkeit vor einundneunzig Jahren trug.“

„Und von dem sich ein Knopf löste, den ich am Galerieeingang fand, als ich mich am frühen Morgen dort umfah, um irgend etwas zu entdecken, das der alte Thomas in der vergangenen Nacht bei seiner Flucht vielleicht zurückgelassen“, warf Walter ein.

„Und dieser Knopf wies Ihnen den Weg hierher zu mir,“ der Alte schüttelte den Kopf, „das will mir nicht recht einleuchten.“

„Nein, der Knopf war eigentlich nur noch so etwas wie ein letztes Beweisstück,“ erwiderte Walter, „den ersten Fingerzeig gab mir der Professor selbst, wenige Augenblicke vor seinem Tode.“

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Dieter de Ruyter auf den Mann, von dessen Dasein er bis vor kurzem noch keine Ahnung gehabt und der nun da bei ihm in seinem Zimmer saß gleich einem furchtbaren Ankläger.

„Der Professor gab Ihnen einen Fingerzeig?“ stammelte er.

„Ja, der Sterbende selbst“, versicherte der andere in feierlichem Ernst. „Als ich, dicht bevor er die Augen für immer schloß, nach einer seiner Hände griff, da entzog sich mir die Hand und entsezt klang es zu mir auf: Lassen Sie mich los, Baron Thomas, Sie sind ja schon lange tot und wohnen nun im Schloßgäßchen. Ich habe Sie gesehen, da, wo die Verwachsene mit dem schönen Gesicht am Fenster sitzt.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Lazarett.

Von F. Schröghamer-Heimdal. (Nachdruck verb.)

„Wo aus denn, Hofbäurin?“ Die Angesprochene schritt zusammen, dann sieht sie um sich und erblickt den Herrn Pfarrer in seinem Gartenhäuschen beim Brevier. „Jest“, der Herr Hochwürden!“ entfährt es der Hofbäurin von Hundsberg.

„Wo aus?“

„Ja, wissen Sie's leicht no' net? Mein'n Buam, an Marx, ham i' g'schoffen; zwoa Schuß hat er. Z' Bassau liegt er drin im Lazarett. Und heut' darf i' n auffuach'n. O mei, Hochwürden, is dös a Kreuz mit dem Krieg! Vier Woch'n hab'n ma gar nix g'hört vom Marx'n, gar nix, loa Sterbenswörtl, und heut' tuat er uns d' Post, daß er z' Bassau drin liegt. Jetzt muas i scho' geh' aa, daß i' s' Aulerl no' derwisch; psuat God, Hochwürden, Herr Pfarrer, und beten S' für mein'n Marx aa an' Vaterunser!“

„O mei, wie wird's ebba geh'n, zwoa Schuß hat er!“ jammert sie im Weitergehen. Aber sie hat Zeit, das Auto steht schon fahrbereit vor dem Dommelmwirt.

„Höchste Zeit!“ mahnt der „Schafför“. „Wohin?“

„Auf Bassau ins Lazarett zu mei'm Marx; zwoa Schuß hat er. O mei, is dös a Kreuz mit dem Krieg!“

Das hat der „Schafför“ wohl schon öfter gehört und es rührt ihn nimmer recht. In aller Seelenruhe zwidert er der Hofbäurin ein Billett ab und schiebt sie in den Wagen. Sie ist noch nie mit einem Postauto gefahren und darum paßt es ihr, daß sie die Schneedenwirtin drinnen antrifft. Zu der geht sie sich gleich hin.

„O mei, Schneedenwirtin, woast es scho' von unserm Marx'n? Zwoa Schuß hat er; z' Bassau liegt er drin im Lazarett.“

„So,“ sagt die Wirtin, „da könn' ma glei' mitanander toa; mei' Mo' liegt aa drin.“

„Du liabe Zeit, was d' net sagst! Dei Mo'! Hat leicht der aa no' fortinlauff'n!“

„Mit'm Landsturm, ja. Is scho' lang drauß' g'wen, hat G'schta mitg'macht und all's, is eahm nie nix passiert und z' Martisch derwisch i' n a Schrapnell!“

„Da waar's ja do' aus!“ jammert die Hofbäurin i' gar nix g'wißt davo'. O mei, auf der Dag'schicht is ma' halt nix auf. Aber denkt hab' i' mir's scho', was loalant dag'essen bist, und bist sonst so rebellisch.“

„Ja, ja“, seufzt die Wirtin.

„Wie wird's denn ausschau'n in so an' Lazarett? Lebtag no' in loans einleemma. Und mir wird's schlecht, wenn i' a Blut seh; drum hab' i' mir g'wollt Tropfen mitg'nomma.“

„I' woast's aa net, wie's da is, i' kimm' aa h'mal ei“,“ sagt die Wirtin.

Eine halbe Stunde später stehen die zwei Frauen in der Hofbäurin, das in Friedenszeiten ein Schulhaus ist. Der Pfarrer kommt vom Gang her auf die zwei unschlüssigen Frauen.

„O mei“, entfährt es der Hofbäurin, „is die ja Engel!“

„Dös is a Schwester, die die Verwundeten pflegt“, die Wirtin.

„Was? A so a Feine?“

Da steht die Schwester schon vor den beiden Frauen. Sie fragt sie nach ihrem Begehr. Wie freundlich sie ist. Hofbäurin gleich das Herz auf: „I' waar' d' Hofbäurin Hundsberg. Mei' Buam, der Marx, hat mir d' Post to' heut' hoamsuacha derf. Zwoa Schuß hat er, der Marx.“

„So,“ sagt die Schwester, „der Hofbauer liegt in Saal. Da gehen Sie nur gleich mit!“

Der Hofbäurin kommen jetzt die Tränen, sie weiß warum; aber ganz did kommen sie ihr.

„Und wen suchen Sie?“ wendet sich die Schwester an die Hofbäurin.

„Den Landsturmman Heindl.“

„Der gehört auch mir“, sagt die Schwester. „Aber net weinen!“ tröstet sie die Hofbäurin.

„Mir is so viel hart und wieder so leicht aa, weil freunds' san, Fräulein“, entschuldigt sich die Hofbäurin und trocknet ihre Tränen. Dann zieht sie ein Fläschchen aus der Tasche und läßt ein Tröpfel auf ein Stück Zucker.

„Wissen S', Fräul'n, i' hab' mir Hoffmannische Zuckerg'nommen, weil mir gar so leicht schlecht wird. Und i' kann i' überhaupts net seh'n.“

„Da brauchen Sie keine Angst haben. Aber was denn sonst noch im Korb? Vielleicht Schwaren?“

„Ja“, sagt die Hofbäurin, „a G'schicht's hab' eahm an' Marx, weil er's gar so gern is. Und Fräulein, hab' aa, und a baden's Hendl hab' i' mir denkt, kumt' aa mit derf's ebba net sein, daß ma' ebbs mitbringt?“

„Eigentlich nicht, weil die Leute ohnedies keine Angst haben“, sagt die Schwester. „Aber bei Ihnen will ich ein Auge zudrücken. So, jetzt schon da auch.“

Die Schwester öffnet die Türe in einen großen Saal. Hier stehen zwanzig schneeweiße Betten den Wänden entlang. Die Fenster sind Tische mit Blumenvasen, davor sitzen bärtige Männer mit weißen Mänteln und spielen Karten. Nur ein Mann liegt in den Betten. Und einer spielt gar auf der Mundharmonika.

„Dort tief im Schmerwald...“

Das ist also ein Lazarett. So hat es sich die Hofbäurin nicht vorgestellt. Aber jetzt suchen ihre Augen von Bett zu Bett nach Marx. Und Marx liegt. Angestrichene, mütterliche Augen wie Schwalben huschen sie von einem zum anderen. In den Betten ist keiner der ihrem Marx gleichsieht.

Da steht schon einer vor ihr und streckt ihr die Hand entgegen.

„Grüß di' God, Muatta!“

„Ja, du, du bist es! O mei, i' hätt' di' sei nimmer!“

„So a Part! O mei, Marx, wie geht's dir denn?“

„Guat, Muatta, dös siehst. Grad' hab' i' Karten mit'm Schneedenwirt. Zwidert hab'n ma.“

„Zwidert hab's? Ja, is denn dös net verbot'n?“

„Woh in die Wirtshäuser, Muatta. In die Lazarett!“

„Wida, wie ma' mag, gelt, Schneedenwirt?“

„Dös glaab' i“,“ sagt dieser.

„Aber jetzt is' di' her da, Muatta, bist g'wiß recht.“

Kameraden des Marx rücken Stühle her, die Hofbäurin setzt sich gar nicht, wie ihr geschieht.

„Ja Buam,“ sagt sie dann, wie sie sitzt, „daß d' net liegst mit deine zwoa Schuß! Wo hast d' es denn?“

„Da, oan' durch d' Lung', und oaner is mir durch d' Leber.“

„D mei, Buam!“ Wieder kommen ihr die Tränen. „Mal sind es Zahren eines leiderlösen Herzens. Und dös sie aus: G'schichtes, Fräulein und das Badhendl.“

„Dös hätt's ne' braucht, Muatta, wir hab'n wirtlich!“

„Mir könn' ma' dös net amal essen, was ma' kriegen.“

essen und essen; da schau' her, g'rad hab' i' Brotzeit
Dös Trumm Schinken is mir no' übr' 'blichen."
nd i' hab' g'moant, d's müsst's recht Hunger leid'n im
Aber nimmt's nur, die Frau'n, b' Schwester, hat's
erlaubt. Was was b' net magst, gibst halt deine Name-
Wird es seltsam sei."

Hofbäurin, da schau", wendet sich jetzt der Schneden-
sie. "So lusti' geacht's im Krieg zua!"

du tanst no' G'spaß macha", wundert sich die Hofbäurin.
ch recht", pflichtet der Wirt bei, "oft amal is's anders
Magl?"

nicht nur stumm. Jetzt geht die Türe wieder auf und die
er kommt mit dem Doktor herein.

Kranken treten an ihre Betten, bloß der Maxl und der
Wirt bleiben auf einen Wink des Arztes bei ihrem Besuch.

Doktor geht von einem zum andern und hat überall ein
Wort. Die Schwester

bei jedem ins Büchlein,
der Doktor anschafft.

er kommt er noch an den
den zweien.

"entfährt's der verdub-
Bäurin, "dös is ja der Dok-
gamer! Jetzt die Freud!"

mit' no', Mutterl? Wie
denn nacha mit Ihrem

Hat er's Reichen noch?"
ar nig mehr g'spürt er. Seit

Salb'n, die wo S' eahm
seht verschrieb'n hab'n, is

wegg'wunschen. O mei, und
mei' Maxl aa bei Eahna.

hab' i' foa' Angst nimmer,
net bald g'sund wird."

Wie geht's?" wendet sich
Doktor an den Maxl.

Ihr gut, Herr Doktor!"
gelt, der Urlaub! Wissen S', Hofbäurin, der Urlaub

allergeschicktest' Doktor. Also, bleib'n ma' no' acht Tag,
nacha gib't's vier Wochen Urlaub. Und wenn der Urlaub

is, is der Krieg aa gar."

mei, dös wenn waar!" sagt die Hofbäurin.

fährt der Doktor weiter, "beim Schnedenwirt wird's
acht Tag' dauern. Nacha gib't's aa vier Wochen. Wird scho'

P'bet God und an' schön' Gruß dahoam, Hofbäurin!"

Es is amal a deutscher No", sagt die Hofbäurin, wie der
wieder draußen ist. "Da müß'n d' Leut g'sund wer'n,

em ..."

hubu", läßt der Maxl, "hast es g'hört, in acht Tag' gib't's
Wochen Urlaub!"

ach der Heindl, der Schnedenwirt, schnalzt mit den Fingern
Bewundete dort im Bett spielt auf seiner Mundharmonika

"Dort tief im Böhmerwald; da ist mein Heimatsort!"

Stimme summt mit, der Max fällt ein, der Schneden-
mit und auf einmal klingt das Lied ihres Heimwehs aus

den Baldlerlehlen durch den Lazarettaal:

"Dort tief im Böhmerwald, da ist mein Heimatsort,
Es is schon lange her, daß ich von dort bin fort.

Doch die Erinnerung, die bleibt mir stets gewiß,
Daß ich den Böhmerwald gar nie vergiß.

Wo ich am Vaterhaus auf grüner Wiese stand
Und weithin schaute auf mein Heimatsland ..."

Schwester erscheint in der Türe und legt den Finger an
und zum Zeichen, daß es nun genug sei. Es sind ein paar

benen das Singen noch schaden könnte, wie der Maxl, der
Lunge noch nicht ganz fest ist.

Hofbäurin sitzt aber in glückseligen Tränen da und die
Wirtin muß auch weinen. Wie Kinder sind sie, diese

en Helben, und folgen hin sie auf Wort und Wink. Und den
Frauen, die den Krieg bisher nur nach der Sehnsucht be-

die sie um ihre Lieben im Felde erlitten, steigt eine Ahnung
der Eindrücke und Ordnung, von der Größe und Erhaben-

es Wesens, das den deutschen Krieg ausmacht, und was
Gegner "Organisation" nennen.

Am Abend, als die Besuchszeit vorüber ist, fahren die
Frauen wieder heim zu den Ihren. Die Hofbäurin schüttelt

andere Mal den Kopf und laßt sich über das Gesehene
genug wundern.

Schnedenwirtin", sagt sie beim Aussteigen, "jetzt muß i'
n Pfarrhof. Und all's sag' i' eahm, an' Herrn Pfarrer,

am Summa a Prebi' macht über b' Lazarett'. Ja, auf der
muß er's sag'n, daß 'b Leut' loan' Kummer nimmer

hab'n, wenn oaner verwund't wird. Die san ja wie im Himmi,
gelt, Schnedenwirtin? O mei', und i' dumm's Wei' hab' mit
Hoffmannische Tropfen mitg'nomma!"

Historische Militärtrachten.

Die Militärordnung jedes Staates verlangt eine einheitliche
Uniform für jedes Regiment, das sich, derselben Truppen-
gattung angehörend, von einem Mit-Regiment nur durch kleine
Abzeichen unterscheidet. Schon in alter Zeit war es Sitte, die
Soldaten buntfarbig zu kleiden, wobei vornehme Regimenter
eine bevorzugte Stellung innehatten. Die päpstliche Leibwache
zeichnet sich durch besondere Schönheit und Vornehmheit der
Uniformen aus. Anfang des 16. Jahrhunderts wurde sie mit
2000 Hellebardern gebildet, heute zählt sie nicht viel mehr als
100 Gardisten. Nach 18-jährigem Dienste erhält der Gardist
eine lebenslängliche Pension. Die
päpstlichen Gardien tragen präch-
tige Uniformen und Silberhelme.
Ihre Gala-Uniformen sind von
besonderer Schönheit und von
auserlesenen Stoffen angefertigt.

Zu den Elitetruppen jedes Lan-
des zählen die Garderegimenter.
Die Gardien Napoleon I. galten
gleichsam zu seinem persönlichen
Schutz bei irgendwelcher Schlach-
tengefahr. Die preussische Garde-
tracht war bisher zu den Paraden
der heutigen Garderegimenter in
der historischen Blechmütze der
Garden Friedrichs des Großen
zu tragen. Die Barttracht ist bei
verschiedenen Regimentern auch
historisch überliefert. Je nach-
dem der oberste Kriegsherr des
Landes die Barttracht wählte, so

trugen sie auch seine Offiziere. So nach 1870 die deutschen
Offiziere den Kaiser-Wilhelm-Bart mit austafiertem Kinn, dann
später die Barttracht unseres jetzigen Kaisers, während die Ma-
rineoffiziere vielfach den Prinz-Heinrich-Bart trugen. Im Re-
giment Gardedukors war der Pauker der einzige Bevorrechtigte,
der einen Vollbart tragen durfte, ebenso hatte die Kapelle der
Potsdamer Leibhusaren einen schwarzen Pauker zugeteilt er-
halten. Er war ein Angehöriger der deutschen Kolonien. Bei
den Windischgrätzdragonern, einem österreichischen Reiterre-
giment, tragen Offiziere wie Mannschaften überhaupt keinen
Bart. Die Negerrepubliken in Afrika beziehen ihre Uniformen
aus Paris, aber nur aus dem Trödlerladen. Sie bevorzugen
jedoch mehr englische Uniformen, deren Friedenstracht beson-
ders durch ihr Rot mit Gold verlockend ist und den Negern als
für ihre schwarze Gesichtsfarbe sehr lieblich erscheint.

Das eigenartigste Regiment hatte Katharina II. von Rußland
gebildet, nämlich ein Regiment, das nur aus schönen Frauen
bestand und die Bezeichnung "Amazonenkorps" erhielt. Die Kopf-
bedeckung war ein Turban mit Reiterfedern. Die schönen jungen
Frauen in ihrer kleidsamen Tracht bildeten bei Paraden die be-
sondere Freude der Kaiserin. Die Kaiserin liebte derartig kost-
spielige Schaustellungen. Irgendwelche militärische Bedeutung hat
das russische Amazonenkorps nie gehabt.

A. W.

Fata Morgana am Rhein.

Es war ein Frühlingsabend am Rhein, An halbverfallnen Palästen vorbei,
Die Sonne war purpurn gesunken. Und an der Moschee des Propheten.
Wir hatten mit perlendem, goldnem Daus' klang im grüngoldnen Däm-
Wein merlicht

Einander zugetrunken. Der Mellapilger Beten.
Mir hatte der grünen Römer Kristall Und droben wehten vom Minarett
Wie Festtagsgeläute geklungen, Der Gläubigen grüne Fahnen.
Als einer das Lied, das alte Lied Traummhaft aus der nahen Steppe klang
Rom Schiffer im Rahne gesungen. Das Läuten der Karawanen.

Da starb mir jählings der Scherz im Zur Seite war mir, der lang schon tot;
Mund, Wir schritten zum Feste der Freuden,
Da war's um mein Lachen gechehen. Und leise sang er — wie es nur kam?
Mir ließ das Lied von der Lurelei „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“
Eine Fata Morgana erschehen: Es war ein Frühlingsabend am Rhein,

Aus Sonnengluten und Steppenland Da sprach ich mit bebendem Munde:
Eine Stadt in weltfernen Weiten; „Vergebt mir, ihr Freunde, laßt mich
Durch ihrer Gassen und HäuserGewirr allein!“
Sah ich mich wie einst wieder schreiten. Und raßt mich fort aus der Munde.

Johanna Weislich.



Das Bergamaster-Schaf. (Mit Text.)

Unsere Bilder

Drei Flüchtlinge in der Champagne. Unser Bild zeigt drei soeben aus der französischen Gefangenschaft entwichene deutsche Soldaten nach dem Wiedereintreffen bei dem Truppenteil. Die drei Soldaten wurden bei den letzten Kämpfen in der Champagne gefangen genommen und konnten sich durch List wieder befreien. Auf dem Mantel des einen ist deutlich der Stempelaufruf als französischer Gefangener erkennlich.

Das Bergamascher Schaf. Die Verbreitung dieses lang- und hängeschrigen großen Schafes beschränkt sich auf die Lombardie (Poebene), Steiermark, Kärnten, Südböhmen, Graubünden und die Pyrenäen. Seine Zucht ist auch in Deutschland versucht worden, doch ohne sichtbaren Erfolg; in Österreich wurde das Bergamascher Schaf zur Kreuzung mit Merinos verwendet. Die Höhe am Widerrist beträgt etwas über 80 cm und es erweckt den Eindruck, als wäre es in der hinteren Partie etwas überbaut. Diese Masse ist ungehörig, der Kopf ist schwer und rammstnagig, die großen Ohren hängend, der Hals lang und mager, der Widerrist etwas erhöht, die Lenden schmal und die Hinterhand kurz, die Beine ziemlich hoch, dies gilt besonders von den Hinterbeinen, wodurch die überbaute Stellung des Schafes erklärlich wird. Die Mastfähigkeit des Bergamascher Schafes ist gering und auch die Milchergiebigkeit nicht besonders hoch. Die Milch selbst liefert, wenn mit Kuhmilch vermischt, einen guten Käse. Die Wolle besteht aus langen, weissen Granenhaaren und etwa 12 Zentimeter langen eigentlichen Wollhaaren, die nur zu groben Zeugen verarbeitet werden kann. Das Schurgewicht wird oft bis zu 4 Kilogramm geschätzt und das Lebendgewicht bis zu 75 Kilogramm. In seiner eigentlichen Heimat, der Lombardie, genügt es den dortigen Ansprüchen, wo aber die Schafzucht auf hoher Stufe steht, wird es schwer Eingang finden.

J. B.

Allerlei

Deutlicher Wink. Mutter: „Warum ist du dein Fleisch nicht, Adolf?“
— Adolf: „Weil's noch zu heiß ist.“
— Mutter: „Dann mußt du pusten, Kind.“ — Adolf: „Ach, Mama, dann fliegt mir's am Ende noch weg!“

Die ungeheure Untervichtigkeit in den Widmungen alter Bücher mutet uns heute sonderbar an. Namentlich fürstlichen Personen gegenüber ergingen sich die Verfasser in den höchsten Verherrlichungen, wobei sie sich selbst und ihr Werk mit ebenso großer Veringschätzung behandelten. Ein kleines Beispiel dafür bildet das i. J. 1780 erschienene Buch „Situations-Risse der neuerbauten Chaussees des Churfürstentums Braunschweig-Lüneburg“, verfertigt und herausgegeben von Anton Heinrich du Plat, Königlichem und Churfürstlichen Ingenieur-Hauptmann. Es ist „Georg dem Dritten, Könige von Großbritannien usw.“ gewidmet. In der Adresse heisst es: „Das Werk (nämlich der Chausseebau) glänzt unter unzählbaren andern Denkmälern Ew. Königl. Majestät so wohlthätigen als glorreichen Regierung zu herrlich hervor, als daß es außer sich die Opfer suchen müßte, die der auch hieraus hervorstahlenden Huld des besten Landesvaters mit jedem Augenblicke in den segnennden Herzen der Einwohner und Fremden dargebracht werden. Möge der gegenwärtige Entwurf dieses segneten Denkmals nur als ein schwacher Beweis der unerschütterlichen Treue desjenigen aufgenommen werden, dessen Herz und Gemüt sich für das Allerhöchste Wohl Ew. Königl. Majestät zum Himmel erhebet, und dessen größtes Glück es ist, allerdevotest zu erheben Allerdurchlauchtigster, Größtmächtigster König, Allergnädigster König und Herzog Ew. Königl. Majestät alleruntertänigster Knecht Anton Heinrich du Plat.“

Englische Lockspeise für die Russen. Während in dem gegenwärtigen Kriege die deutschen Ostgaue und die Dardanellen von den Engländern als Lockspeise für die Russen benutzt wurden, spielte im Krimkrieg ein Chesterkäse als Lockspeise eine große Rolle. Bekanntlich hatte Albion im Frühling des Jahres 1854, bald nach erfolgter französisch-englischer Kriegserklärung eine stolze Flotte nach der russischen Ostküste geschickt, die besonders die Bewohner von Libau in Angst und Schrecken versetzte. Nachdem die Briten die Wohnungen der armen Strandbauern zerstört und ihnen das Vieh mitwillkürlich geschossen hatten, drohten sie Libau in Grund und Boden zu schießen, wenn es nicht übergeben würde. „Eines schönen Tages aber“, schreibt Ludwig Brunner in seinen Reiseerinnerungen aus Russland, „hatten die Engländer einen sehr freundlichen Anfall von Galanterie und schickten dem Bürgermeister Libaus einen Käse, wie selten ein schönerer das Auge entzückt hatte. Der Bürgermeister erwog lange in seinem Innern die Frage: Annehmen oder Ablehnen? und wollte sich schließlich für das negative Verhalten entscheiden, als der englische Überbringer verschwunden war, sein verführerisches Geschenk aber zurückgelassen hatte. Doch der patriotische Bürgermeister empfand jetzt gewaltige Gewissensbisse, von dem Feind ein Geschenk angenommen zu haben. Andererseits sah der Käse so verführerisch aus, daß ihm vor Begierde das Wasser im Munde zusammenlief. In diesem Dilemma wußte er sich gar nicht zu helfen und, seinem eigenen Urteil gänzlich mißtrauend, rapportierte er über den Chesterkäse an den nach Mitau. Dieser soll dem Bürgermeister wegen der Geschenke aus Feindeshand eine ellenlange Nase erteilt, zu verlangen haben, das Korpusdelikt zu sehen. Mit anderen herrliche Chesterkäse mußte eine Wanderung nach Mitau. Dieser famos Käse soll noch mannigfache Schicksale gehabt haben, nerven mehr als einer Person aufs angenehmste getipelt haben, ich verbürge übrigens diese unerhörte Enthaltbarkeit seines doch der Gaumen sämtlicher russischen Beamten zu patriotische um sich an diesem englischen Geschenk zu laben.“

lich mißtrauend, rapportierte er über den Chesterkäse an den nach Mitau. Dieser soll dem Bürgermeister wegen der Geschenke aus Feindeshand eine ellenlange Nase erteilt, zu verlangen haben, das Korpusdelikt zu sehen. Mit anderen herrliche Chesterkäse mußte eine Wanderung nach Mitau. Dieser famos Käse soll noch mannigfache Schicksale gehabt haben, nerven mehr als einer Person aufs angenehmste getipelt haben, ich verbürge übrigens diese unerhörte Enthaltbarkeit seines doch der Gaumen sämtlicher russischen Beamten zu patriotische um sich an diesem englischen Geschenk zu laben.“

Gemeinnütziges

Geheimer Hafer ist infolge seiner Billigkeit und leichten wegen seines hohen Nährwerts und seiner anregenden Wirkung als Ersatz für Grünfutter, ein hervorragendes Eierproduktionsmittel.

Die Ausläufer an den werden entfernt, wenn man mehrung beabsichtigt. Falls man sie nicht bededen oder in das gelbe eindringen, damit die schneller vor sich geht.

Späte Ausläufer von friedigen nicht immer. An der Eigenart der Sorte folgen wurden mit der „Riesen“ erzielt. Diese sind pelzig noch hohl.

Blaublühende Sorten künstlich erzogen werden. aus blühen sie rosa. Man dazu Ammoniaklösung bis auf 1 Kilo Erde. Es wird pflanzen beigemischt. Man man auch fertig gepflanzte doch wird das Blau nicht. Zu diesem Zwecke werden jungen hergestellt, 3 Gran Ammoniak auf 1 Liter Wasser. Tage ein Guss damit ist zu waschen, ist fehlerhaft. diese kalt ein und knetet. erkalteten Abkochung von durch. Sehr schmutzige und Stoffe werden durch die etwas milder Marieller

Sidene Stoffe mit was zu waschen, ist fehlerhaft. diese kalt ein und knetet. erkalteten Abkochung von durch. Sehr schmutzige und Stoffe werden durch die etwas milder Marieller

Kais.

„Hinter uns steht der Mantel von Dummheit, Mädchen! Hast du übrigens nichts bemerkt, der scheint ein Auge auf unsere Ego geworfen zu haben?“
„Ja, und das andere auf meinen Geldbeutel!“

Marmelade von Mohrrüben und Apfelsinen. 5 Pfund und 5 Apfelsinen, 5 Pfund Zucker. Die Mohrrüben werden sauber mit der Schale weich gekocht und durch die Maschine genommen. Apfelsinen werden mit der Schale sehr fein geschnitten oder auch die Schale getrieben und auf 1/2 Kilogramm Apfelsinen 3/4 Liter Wasser und darin eine Nacht eingeweicht, dann mit dem Wasser gekocht, dazu getan und mit dem Zucker zur heißen Marmelade gekocht.

Logograph.

Es muß durch mich mit einem B Der Lichtstrahl brechend dringen. Im Sommer hörst du mich mit G Leise am Grastain singen.

Julius Fald.

Somonym.

Einem Rücken hab' ich und lüge an Ein Bein hab' ich und stehe an Zwei Flügel hab' ich und fliege an Sagt, weissen Bild denn dies ein

Fritz Guggenb.

Leiternrätzel.

A		B			
B	B	B	C	C	D
	D	E	I	I	
	N	N	N	N	
N	N	O	O	O	O
R					R

Nach Ordnen der Buchstaben bezeichnen die sich entprechenden festschließenden Zentrifugen und Bagrechten je: 1) Einen Raubvogel. 2) Eine Fähigkeit. Die beiden inneren und Bagrechten je: 1) Eine bibl. Stadt. 2) Einen Verbrecher. Julius Fald.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph: Riese, Biene. — Des Rätzels: Flügler, F.

Alle Rechte vorbehalten. Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und gegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.